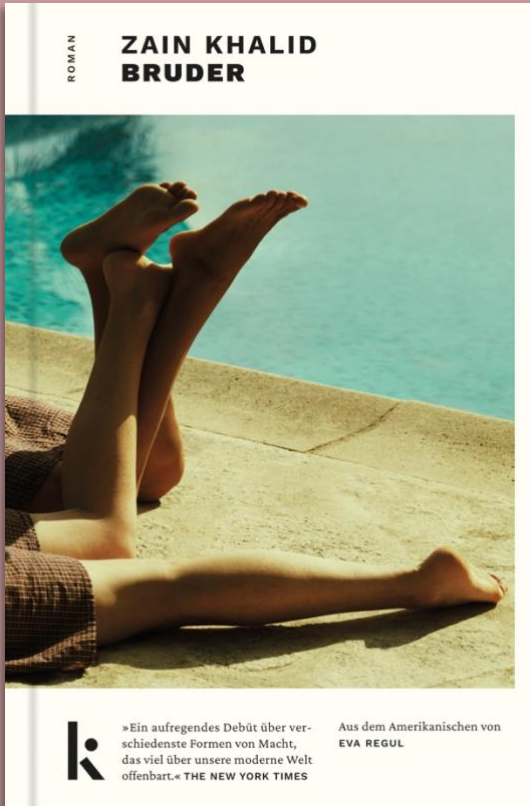


Leseprobe aus:  
Zain Khalid  
**Bruder**



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf [www.kjona.eco](http://www.kjona.eco)  
© 2023 Kjona Verlag GmbH, München

# ZAIN KHALID BRUDER

Roman

*Aus dem Amerikanischen von  
Eva Regul*

»Ich habe wirklich etwas von einer Halluzination an mir.  
Achten Sie nur auf mein Profil im Mondschein.«

*Michail Bulgakow*

## PROLOG

Es ist Nacht, und Imam Salim döst angetrunken in seiner Moschee. Nackte Sommerhitze durchzieht unsere dunkle Wohnung; ein erschöpfter Deckenventilator schneidet die Luft in Fünftel. Irgendwo wird ein Gerät hochgedreht, so langsam, dass man das tiefe, anschwellende Sss nicht genau identifizieren kann, vielleicht ist es ein Boiler oder ein Ofen. Meine Sinne schärfen sich und ich bin ich selbst, ein Junge auf dem Küchenboden. Vor meinen Füßen hockt ein glubschäugiger Käfer, Leid im Blick. Ein trockenes Knacken, das Geräusch von Schritten. Als die Küche sich mit einem rötlichen Gas füllt, krabbelt der Käfer davon und verschwindet zwischen Schläuchen und piepsenden medizinischen Apparaten. Die Zeit dehnt sich aus und zieht sich zusammen. Imam Salim ist jetzt wach, und ich liege über seiner Schulter. Schlaf hat den Raum zwischen meinen Ohren gepachtet. Meine Augen suchen den Käfer, er hat sich in einen Jungen verwandelt, der auf der Arbeitsplatte sitzt und die Beine baumeln lässt wie zwei versetzt schlagende Metronome. Er ist genau wie ich, schmal, behaart, feminin und töricht. Er ist nicht fest. Er ist entweder lebendiges Silber oder gesponnenes Glas. Obwohl er nur ein paar Stunden älter ist als ich, rechnet er schon damit, enttäuscht zu werden. Als wir sprechen lernen, ist jeder des anderen erstes Wort.



TEIL 1

# **SPIRIT OF AMERICA**



Was soll ich dir antworten, wenn du fragst? Soll ich dir sagen, dass du deinen Schmarotzer, deinen Quälgeist, deine Plage von deinem Großvater geerbt hast? Das wäre nicht wahr. Es wäre zu romantisch, dein Leiden ein Erbe zu nennen, schließlich seid ihr nicht blutsverwandt. Man könnte eher sagen, dass dein Großvater dich mit dem Parasiten *angesteckt* hat, als er, vorzeitig alternd, mit einer List dazu verleitet wurde zu glauben, er wäre nicht infiziert. Ihr wart gerade mal ein paar Minuten auf dieser Welt, deine Schwester und du, da strich er euch übers Engelshaar und rief euch zum Gebet. Nach jeder Zeile wechselte er vom Ohr der einen zum Ohr der anderen, damit jede von euch nur den halben Adhan erhielt und ihr eure zweite Hälfte immer brauchen würdet. Aber zusammen mit seiner Liebe gab er euch etwas Wahnwitziges, nicht Fassbares, Giftiges weiter. Ohne es zu wissen, bot er seinem Fluch in diesem Moment die Gelegenheit sich fortzupflanzen. Inzwischen wissen wir, dass dieses fremde Etwas in mehr als einer Hinsicht amerikanisch ist.

Wollte man Imam Salim vorwerfen, dass er nach Markab zurückgekehrt ist, könnte man ebenso gut ein Pendel dafür verantwortlich machen, an welcher Stelle es stehen bleibt. Man könnte natürlich glauben, er habe nach einem Heilmittel für dich, für mich, vielleicht sogar für sich selbst suchen wollen. Aber das hieße, seinen Egoismus außer Acht zu lassen. In Wirklichkeit ist er dorthin zurückgekehrt, wo er sterben möchte, und wir sind jetzt hier, um davon Zeugnis abzulegen. Während ich dies schreibe, betet dein Vater im Tal



hinter dem Brij-Campus, vermutlich um eine Antwort und um dein Wohlergehen.

Es war eine lange Reise, so lang wie eine Blutfehde, lang genug, dass ich von unserer Familie Rechenschaft ablegen kann. Wenn die Menschen einst von uns erzählen, gelingt es ihnen hoffentlich besser als mir. Aber was ich dir jetzt schreibe, kann nur ich berichten. Wenn es zu Ende ist, falls wir tatsächlich an unser Ende gelangen, dann hast du vielleicht eines Tages die Chance zu erkennen, wer wir gewesen sind. Und doch wird die Qual mich immer begleiten, und ich werde mich ewig fragen: Hätte ich dir noch mehr erzählen müssen?

## 2

Ya Ruhi, ich sage dir, mit der Geburt anzufangen, ist erbärmlich einfallslos. Und ich sage dir, was auch immer wir tun, die Zeit zerstört alles. Also nur der Vollständigkeit halber: Dayo, Iseul und ich wurden 1990 geboren, und zwar in dieser Reihenfolge. Das ist wahr. Was danach kam, entspricht weniger der Wahrheit als vielmehr der Geschichte, die uns erzählt wurde. Wie dein Großvater weiß, sind Erinnerungen oft genug Lügen, versiegelt mit dem heißen Wachs der Wiederholung. Dass er seine Lügen mit dem Selbstbewusstsein von Gottes persönlichem Pressesprecher vortrug, tat ein Übriges.

In unseren ersten drei Lebensjahren, so hieß es, wanderten wir von einem New Yorker Kinderheim zum nächsten. Dann trat Imam Salim auf den Plan, der nach der Rückkehr von einem Aufbaustudium in Saudi-Arabien angeblich von tiefer Einsamkeit und dem Wunsch, Verantwortung zu übernehmen, ergriffen wurde und uns bei sich einquartierte. Wie und warum wir drei als Kleinkind-Kleeblatt zusammengehörten,

blieb lange ein Geheimnis, das uns nicht weiter interessierte. Warum sollten wir unserem geschenkten Vater ins Maul schauen? Wir besaßen eben keine Vergangenheit. Selbst unsere Geburtsurkunden verdankten wir, wie wir später lernen sollten, nur einem Akt rückwirkender Kontinuität. Irgendwie hatte man uns den Nachnamen Smith verpasst. »Youssef Smith. Freut mich, Sie zweifellos verwirrt kennenzulernen.« Damals konnten wir uns gut vorstellen, dass wir in den USA geboren waren, und deshalb taten wir es auch. Was wir hingegen sicher wussten, weil es uns ins Gesicht geschrieben stand und dein Großvater es uns bestätigte, war, dass wir anders waren als die amerikanischen Bürger, die dieses Land in fester Überzeugung ihr Eigen nennen konnten. Dein Onkel Dayo stammt aus Nigeria. Iseul, dein Vater, aus Korea. Mir ließ Imam Salim nie dasselbe zuteilwerden wie ihnen, nicht einmal, was das Herkunftsland anging; ich galt und sah mich auch selbst als jemand, der einfach irgendwo aus Nahost stammte. Mein Hautton, eher rinden- als olivbraun, eher arabisch als jüdisch, ließ mich vermuten, dass meine Wurzeln sogar zwei bis drei Landkartenzentimeter östlich davon lagen.

Imam Salim war von seinem Studium in Saudi-Arabien nach New York zurückgekehrt, um die Moschee seines verstorbenen Onkels auf Staten Island zu neuem Leben zu erwecken. In der Wohnung über dem Gotteshaus war er selbst von seinem achten bis achtzehnten Lebensjahr aufgewachsen, nachdem seine Eltern in New Karachi unter einem umgekippten Lastwagen begraben worden waren. Unsere Moschee, ein niedriger Backsteinbau in der Occident Street, duckte sich ans Ende eines brach liegenden Betonstreifens, der in unregelmäßigen Abständen von Linden und in regelmäßigen von den schimmernden Gezeitentümpeln der Straßenlaternen gesäumt wurde. Bevor Imam Salim die Moschee wiedereröffnen konnte,

musste er im Gebetsraum eine Seite für unsere muslimischen Schwestern abteilen. Er renovierte die kahle Küche im ersten Stock, später erhielt das Wohnzimmer noch einen hässlichen Teppich, einen Couch- und einen Esstisch sowie einen korpolenten Fernseher. In der Etage darüber, die man über eine schon halb zersplitterte Treppe erreichte, wurden aus zwei Schlafzimmern kurzerhand drei gemacht. Das erste Zimmer gehörte ihm, das zweite uns, und das dritte, der größte Raum mit den breitesten Fenstern, blieb frei für den Fall, dass mal jemand in Not war und ein Dach überm Kopf brauchte. Von Imam Salims Zimmer aus gelangte man außerdem in ein Arbeitszimmer, das er jedoch immer verschlossen hielt.

Im Hinterhof pflanzte Imam Salim ein Grüppchen Akazien. Ansonsten suchte er Pflanzen aus, die ins New Yorker Klima passten, Phlox, Glanzgras, Weiderich, Korkspindel, aber sein Ein und Alles waren die Akazien. Die Erde im Beet war immer voller Mulden von seinen Knien. Einmal hörte ich ihn zu den Sträuchern sagen: »Ich hoffe, ihr könnt das verstehen.« Er verhielt sich häufig skurril, nicht nur, was die Pflanzen anging. Wenn wir ihn auf seine emotional aufwühlende Gartenarbeit ansprachen, bombardierte er uns als Antwort mit einem Haufen religiöser Fakten. Ob wir eigentlich wüssten, fragte er dann, dass die ersten Götter von Heliopolis unter dem schützenden Blätterdach einer Akazie geboren worden waren? Ob wir etwas über Osiris wüssten, über den phönizischen Gott Tammuz, über Marduk oder den weniger bekannten, aber ebenso grausamen Gott Vitzliputzli, den die Azteken in Mexiko verehrt hatten? Wussten wir, dass Jahwe Moses auftrag, die Bundeslade aus Akazienholz zu bauen? Nein? Wir wussten wohl gar nichts, was? Anscheinend nicht, dachten wir; wir waren gerade mal vier Jahre alt. Heute kommt es mir nicht mehr so skurril vor, dass er auf unsere Fragen mit

diesen merkwürdigen Gegenfragen antwortete, aber damals hielten wir ihn für einigermaßen gestört.

An der Mündung der Occident Street lag Coolidge. Unser Viertel. Die Coolidge-Siedlung. Soziales Insel-Wohnbauprojekt, das mit der Zeit ... na, du weißt ja, wie es ist, Ruhi. Armut heiligt. Fromme hispanische Ladenbesitzer mit der ganzen Familienbande und so weiter. Wenn wir hier tatsächlich geheiligt wurden, dann verdankten wir das sicher nicht dem Desinteresse der Politik, den unterfinanzierten Schulen, arbeitslosen Eltern, Suchtproblemen oder dem Leben am Rand der Gesellschaft. Wie flexibel die wird, wenn es darum geht, unsere Erniedrigung auszunutzen – man stiehlt unsere Widerstandsfähigkeit gegenüber dem Schmutz und weiß, dass man uns damit auch gleich die Menschlichkeit nimmt. Coolidge war nicht von einem Mythos oder Zauber umgeben, sondern einfach nur auf andere Weise nackt. In den Hinterhöfen wuchsen unsere Schatten, in den verdreckten Fenstern von Crown Fried Chicken und trübseligen sri-lankischen Restaurants wurden unsere Spiegelbilder allmählich älter. Wir waren Seiltänzer auf den Bordsteinkanten der schmalen Straßen.

Ich glaube, das Leben an der zerfurchten Spitze von New Yorks unscheinbarstem Stadtbezirk putscht die Bewohner auf, als hätten sie die Erlaubnis, sich gehen zu lassen. Hier ist den Menschen schon früh klar, dass das andere Ende ihrer Leine um den Hals des Nachbarn liegt. Man kann nicht einfach in die U-Bahn-Linie 5 springen und verschwinden; wenn man aus Coolidge entkommen will, muss man ein Stück Ozean überwinden. Diese Fährfahrt hält die meisten davon ab, die Insel wirklich zu verlassen. Denn bei all den Geschichten über die lieblichen Geheimnisse des Meeres löst es bei manchen doch gewaltige Angst aus. Nicht weil sie nicht schwimmen können oder weil man sogar über alle möglichen kosmischen

Nebel mehr weiß als über die Ebenen der Tiefsee. Nein, Ruhi, beim Anblick des glänzendglatten Meeres steigt in einem Immigranten oft die Erinnerung auf, sei es die eigene oder die seiner Eltern, wie er einst am Bug eines Schiffes das Glitzern durchschnitt oder in der Höhe nervös das weite Blau überquerte. Wir aber hatten niemanden, durch den wir uns erinnern konnten, und so fiel uns, als die Zeit gekommen war, der Abschied leichter als den meisten anderen.

### 3

Anfangs vollzog dein Großvater noch eine Menge Rituale, als stammte er aus einem alten Reich. Als Erstes rief er wenige Minuten vor Sonnenaufgang die Dschinn zum Gebet. Nach Fadschr genoss er einen dampfenden Kaffee, eine Dattel und eine halbe Grapefruit und las dazu den internationalen Teil der *New York Times* oder, später, den *Daily Star*. Wenn der Kaffee seine Verdauung in Gang gebracht hatte, machte er im Gebetsraum seine Übungen. Er beugte, verdrehte und streckte sich, ließ die Muskeln gegen die Schwerkraft und sein eigenes Körpergewicht arbeiten und hielt in verschiedenen Positionen inne wie ein Fassadenkletterer beim Ausdauertraining. Gedeht und ermattet ging er dann duschen. Anschließend trimmte er sich den Bart auf die immer gleichen sechs Zentimeter, eine tägliche Korrektur, ein verlässlicher Akt der Kontrolle.

Wenn um acht Uhr fünfzehn die roten Punkte auf unserem Wecker vibrierten, standen schon Schüsseln mit Müsli und Cornflakes, Toast und Obst auf dem Küchentisch. Manchmal fütterte Salim Leviathan, eine freilaufende Katze aus der Nachbarschaft, die er nur Levi rief. Wenn wir nach unten kamen, fragte er uns, ob es uns gut ging und wie wir geschlafen hatten,

dann brachte er uns zu Fuß zur Schule. Zwischen den nächsten beiden Gebetsrufen zog er sich in sein Arbeitszimmer zurück, wo er sich einer weiteren sonderbaren Marotte widmete: Er schrieb Briefe. Um die Mittagszeit trat er mit verschiedenen großen und kleinen Umschlägen vor die Tür und marschierte damit zum Briefkasten am Ende unseres Blocks. Imam Salim schien der Einzige zu sein, der diesen Briefkasten benutzte, und wir fragten uns, ob die Post ihn vielleicht schon vor langer Zeit aufgegeben hatte. Wir rissen Witze über die Briefe, die eines Tages, wenn der Stapel im Kasten hoch genug wäre, von ganz allein zum Absender zurückkommen würden, wenn er die Klappe aufmachte. Im Sommer oder wenn wir krank waren, beobachteten wir diese Marotte und löcherten ihn mit Fragen, an wen er da immer schrieb – was für telefonscheue Freunde waren so wichtig, dass man sich dermaßen hingebungsvoll um sie kümmern musste? Wir bedrängten ihn so lange, bis er schließlich sagte: »Vielleicht unterstütze ich ja mit diesen Niederschriften eine Widerstandsbewegung, eine Intifada?«

»Tust du nicht«, erwiderten wir, obwohl wir nicht wussten, was eine Niederschrift, eine Widerstandsbewegung oder eine Intifada war.

Nach dem Gang zum Briefkasten verrichtete er die Waschung, rief einen weiteren Adhan, diesmal lauter, und begann mit dem Zuhrgebet. Selbst wenn außer ihm niemand in der Moschee war, führte er diese Dinge beharrlich aus. Das ist die Aufgabe eines Imams, sagte er. Uns zwang er nie zu beten, und außerhalb der Occident missionierte er auch nicht. Als wir alt genug waren, um ihn zu fragen, warum er nicht für seinen Gott warb, obwohl das doch auch zu den Aufgaben eines Imams gehörte, antwortete er: »Ich habe mehr Menschen bekehrt, als ich vertragen kann.« Wir reihten uns natürlich trotzdem hinter ihm auf und warfen uns nieder wie er. Was soll ich

sagen? Schuldgefühle entstehen früh. Beim Glauben dagegen, den ich nie hatte, gibt es nur eine simple Zweiteilung, und die ist schon vor der Geburt festgelegt. So sehe ich das jedenfalls.

\*

In Wahrheit war Imam Salim Sufi, aber das gab er nur ein einziges Mal zu. Er betrachtete die Religion nicht als Balsam für die Gesellschaft, für ihn konnte sie immer nur ein Hilfsmittel sein, um das eigene verworrene Innenleben zu sortieren. Mit diesem Standpunkt machte er sich nicht sonderlich beliebt. Für die jenseitigen Aspekte des Gemeinwesens waren in Coolidge von jeher die Pfarrer zuständig, die mit derselben Selbstverständlichkeit, mit der sie aus den Korintherbriefen zitierten, verkündeten, wen Jesus im Rathaus haben wollte. Imam Salim dagegen brachte es kaum fertig, seiner Gemeinde ein anständiges Leben nach dem Tod zu versprechen. »Ist ein Wolkenkratzer himmelstürmend oder dystopisch?«, fragte er in seinen Predigten – und ertete Totenstille. »Das kommt auf die Perspektive an. So ist es mit allen Dingen, selbst mit Gottes Gnade.«

Außerdem stellte er klar, dass man sich durch die Mitwirkung am politischen Prozess in Amerika an den zahlreichen Gräueltaten dieses Landes, von denen er einige selbst miterlebt hatte, mitschuldig machte. Damit war er ganz und gar nicht auf der Wellenlänge seiner Gemeinde und hatte einen ziemlich schweren Stand. Erst 1995 sollte sich diese trostlose Lage ändern. Aus bislang unbekanntem Gründen fanden in jenem Jahr sämtliche frisch getrennten, halbseidenen Nymphomaninnen in unserer Umgebung zu Allah. Sie schlangen sich irgendeinen Fetzen als Hidschab um den Kopf, zogen sich Kleider an, in denen sie keine Haut, aber möglichst viel Figur zeigten, und erschienen zum nächstbesten Gebet. Man munkelte, eine der Schwestern habe Imam Salims Gesicht erblickt und die Botschaft verbrei-

tet. Er besaß ein beeindruckendes Gesicht. Die braunen Augen lagen tief in den Höhlen und hatten einen gelblichen Schimmer, als würde in ihnen eine Kerze flackern. Selbst die Leichen, die er im Keller hatte, wirkten verrucht. Ob es nun an seinem Aussehen, seiner Kleidung oder seiner mysteriösen Vergangenheit lag, die bildschönen Schwestern rannten ihm jedenfalls die Moschee ein. Pflichtbewusst hörten sie sich seine Freitagspredigten an, und danach fand unweigerlich die eine oder andere einen Grund, ihn an der Seite der Moschee vor der Tür zu unserer Wohnung abzapfen, meist unter dem Vorwand dringend benötigten seelischen Beistands. Er ging gern auf sie ein – befriedigte das doch seinen Narzissmus –, aber nur bis zu einem gewissen Punkt. Niemand verstand, warum er ihren Avancen auswich wie ein Matador, schließlich ist es Imamen nicht verboten zu heiraten. Oft benutzte er uns als Ausrede. »Vielleicht, wenn die Kinder größer sind.« Mit dem Spruch kam er meistens durch. Aber ein paar Schwestern gaben selbst nach den ersten Abfahrten nicht auf und versuchten, ihn und uns mit Essen zu ködern. Begriffsstutzig wie eh und je nutzte er ihre Bemühungen, um eine Suppenküche zu eröffnen. Das kam bei den Köchinnen nicht gut an. Eine seiner Verehrerinnen regte sich dermaßen auf, dass wir sie aus dem Gebetsraum brüllen hörten. Ihre Frage, die auch die ganze Nachbarschaft beschäftigte, waberte mit dem Duft ihres nur locker abgedeckten Currys zu uns hoch ins Wohnzimmer. »Was denn – bist du schwul oder was?« Ehrlich gesagt, wenn er nicht mit seiner tiefen Frömmigkeit so glaubwürdig im Mihrab gestanden hätte, wäre dieser Verdacht vielleicht an ihm hängen geblieben. Stattdessen blieben die Schwestern an ihm hängen, weil sie spürten, dass sich die Bekanntschaft mit diesem gutaussehenden, hakennasigen Imam lohnte, auch wenn er nicht in der Lage war, ihre Zuneigung zu erwidern.



Nach und nach folgten den Schwestern immer mehr Brüder, und ein Jahr später war die Moschee auf beiden Seiten gerammelt voll. Endlich konnte der polyglotte und wortgewaltige Imam Salim sich der Aufgabe widmen, die Gemeinschaft zu einem geeinten Willen zu führen. Weißt du, er hatte so eine Aura, als hätte die Luft um ihn herum ihm soeben ein Geheimnis verraten. Dass er von Konversionen genug hatte, hielt ihn nicht davon ab, radikale Ideen zu verbreiten. Auf seine Anregung hin gingen im Jahr 2000 in Coolidge weniger Menschen als je zuvor zur Wahl, stattdessen arbeiteten an diesem Tag viele mit ihm als freiwillige Helfer in den Obdachlosenunterkünften der Umgebung. 2008 hatten die Stimmenwerber beider Parteien unsere Nachbarschaft komplett aufgegeben. Nur siebzehn Leute gingen wählen, und für diese Ausübung ihrer Bürgerpflicht wurden sie prompt zum Gespött von Verwandten und Freunden jeglicher Glaubensrichtung. Vielleicht ist das noch am ehesten Imam Salims bleibendes Vermächtnis, sein ganzer Stolz.

\*

Jeden Abend nach Sonnenuntergang kochte Salim für uns. Zu seinen Collegezeiten hatte er als Koch in einem Diner in Midtown gejobbt, aber bei uns zu Hause gab es nie Burger oder sonstige amerikanische Kost. Stattdessen, so verkündete er, hätten wir »die ganze Welt zu Gast an unserem Tisch«. (Zumindest was seine aufgesetzte Kultiviertheit anging, war er ein guter Vater.) Bamia, Kabsa, Tandooris oder Halim waren bei seiner Herkunft keine Überraschung, aber er kochte genauso oft Samgyetang, Kilishi oder Ofe Akwu. Es schienen weniger Spezialitäten aus aller Welt zu sein als vielmehr die Gerichte unserer Eltern.

Nach dem Abendessen leitete Imam Salim das Ischagebet.

Dann spielte er mit uns am Esstisch eine Runde Go, wobei er uns jahrelang gewinnen ließ, oder wir setzten uns alle zusammen aufs Sofa und sahen uns eine oder zwei Folgen *Twilight Zone* an. Wir hätten lieber die Sendungen gesehen, von denen unsere Klassenkameraden erzählten, aber selbst als wir älter waren, verzichteten wir darauf, es uns zu ertrouten, weil wir einfach froh waren, mit ihm zusammen zu sein. Während wir uns die Zähne putzten, goss er sich einen Becher frischen Kaffee ein, gekrönt mit einem Schuss Whiskey. Dann setzte er sich auf einen Stuhl neben unserer Zimmertür – er hielt sich immer in der Nähe irgendeiner Tür auf – und schlug *Die Bekenntnisse des heiligen Augustinus* auf oder ein Buch von Khoury oder Munif oder vielleicht einen der Russen, *Väter und Söhne* von Turgenjew. Nicht um uns vorzulesen, falls du das denkst, sondern um sich wach zu halten. Wir beobachteten ihn, wie er beim Lesen mit seinen langen, hageren Fingern die Zeilen entlangfuhr. Immer zwei Finger, wie ein Magier. Wenn unser Atem ruhig geworden war, zog dein Großvater sich in sein Arbeitszimmer zurück.

Ich vermute, in manchen Nächten schaffte er es. Dass er wach blieb bis zum Morgen. Meistens jedoch musste er um vier oder fünf die Segel streichen und stand dann ganz kurz vor dem ersten Gebetsruf wieder auf. Die Nacht, in der ich das herausfand, ist eine meiner frühesten Erinnerungen, ich war nicht älter als fünf. Ich lag im Bett, jede Faser meines Körpers durchdrungen von der übersteigerten Empfindsamkeit eines Schlaflosen, und betrachtete den messingfarbenen Schimmer, den die kaputten Weckerziffern auf die Ecke eines leeren, vergoldeten Bilderrahmens warfen. Um elf nach vier schloss Imam Salim fluchend die Tür seines Arbeitszimmers ab. »*Connard!*« Er fluchte immer nur in europäischen Sprachen. Wahrscheinlich wünschte ich mir in diesem Moment nichts sehnlicher als et-

was Wärme zum Ankuseln – anders kann ich mir nicht erklären, warum ich ohne zu klopfen seine Zimmertür öffnete. Ich glaube schon, dass ich ein höfliches Kind war und nicht ohne Grund einfach so hineingeplatzt wäre.

Imam Salim saß mit gespreizten Beinen auf dem Bett, direkt unter einem billigen Druck von *Gauguins Stuhl*, und ich hätte am liebsten seine Fußsohlen gepackt und wäre zu ihm hochgeklettert. Als er mich sah, entfuhr ihm ein betrunkenes Lachen. In diesem Moment hätte ich gehen sollen. »Du machst wirklich alles noch schlimmer.« Wieder lachte er. Ich war verwirrt, und er ahmte meine Miene mit höhnisch verzogenem Gesicht nach.

»Youssef, sieh mich an, wenn ich dir das sage.« Ich sah ihn an. »Du bist nicht zu retten.«

Du hättest sehen müssen, wie er mich anstarrte – als würde mein Anblick in ihm eine uralte Feindschaft nähren. Ich hatte keine Ahnung, was es bedeutete, nicht zu retten zu sein. Aber das war auch nicht nötig. »Ich spare mir die Erklärung. Du weißt schon um dein Erbe, nicht wahr?« Ich nickte. »Gut.« Er setzte Kopfhörer auf, die mit seinem Wecker verbunden waren. Auch er hielt sich für höflich. »Dann geh jetzt wieder ins Bett und versuch zu schlafen.« Er schloss die Augen und war im Handumdrehen eingenickt. Nach kurzer Zeit fing er an zu schnarchen.

So offen wie in dieser Nacht sprach Imam Salim nie wieder darüber, was er von mir hielt, selbst unter vier Augen nicht. Doch wir wussten es alle, Ruhi. Er bemühte sich so sehr, die Nähe, die er den anderen bereitwillig schenkte, mir gegenüber nicht zuzulassen, dass seine Abneigung offensichtlich war. Wir führten keine Gespräche zu zweit; zu den Entscheidungen, die ich traf, sagte er mir nie offen seine Meinung. Er vermied es sogar, wirklich mal mit mir alleine zu sein, bis

ganz zum Schluss, als sein maroder Verstand mich mit meinem Vater verwechselte.

In jener Nacht kehrte ich trotz Salims Anweisung nicht in mein Zimmer zurück. Ich blieb am Fuß seines Bettes stehen und grübelte, grübelte, warum er mich hasste und wie lange sein Hass andauern würde. Ich blieb dort stehen, bis die Morgendämmerung in grapefruitfarbenen Flecken durchs Fenster drang wie ein leuchtender Hautausschlag.

## 4

Manchmal wurde es in dieser Zeit schummrig um mich, und in meinem Augenwinkel tauchte wie eine Frage ein nervöser Schatten auf. Damals jagte Bruder mir noch keine Angst ein. Bald schon nahm er erkennbare Formen an: Käfer, Vogel, Fuchs, Hirsch, Katze, manchmal ein Mischmasch aus zwei oder mehr Arten. Obwohl seine Gefühle in meinen eigenen lebten, waren sie doch klar von mir getrennt, und in ihrem Kern hauste ein alles durchdringender Hunger. Dieser Hunger war es auch, der ihn eines Tages dazu trieb, sich mir zum ersten Mal zu nähern. An jenem Morgen, ich saß allein am Tisch und aß einen geviertelten Apfel, hatte er den Körper eines Hundes mit einem Fell wie geschmolzene Sonne angenommen, er sah aus wie der Mischling, der immer in den Mülltonnen an der Moschee nach Futter suchte. Ich spürte aber, dass ich nicht diesen Hund vor mir hatte – Bruder sah irgendwie, wie soll ich sagen, nicht *real* aus. Er flackerte wie eine schlecht verkabelte Lampe; sein Körper war eher Quecksilber als Fleisch und Blut. Das Sonnenlicht, das durch die Streifen der Jalousien sickerte, zerschnitt ihn in Stücke. Als er mich ansah, wurde sein Gesicht schärfer, wie vor Aufre-

gung und Freude beim Anblick eines guten alten Freundes. Aber dahinter harrte immer noch der Hunger. Ich hielt ihm mein letztes Apfelviertel vor die Nase. Er schnupperte kurz daran, und dann begann alles zu pulsieren. Ich spürte einen sirrenden Druckschmerz, ein gleichbleibendes Summen, und presste die Augen zu. Als ich sie wieder aufmachte, war das Esszimmer unverändert, aber Bruder hatte sich verdichtet. Sein Fell war übersät mit Dreck und Blättern. Er bellte dreimal als Zeichen der Zufriedenheit. Ich hielt immer noch etwas in der Hand, aber ich hatte nicht die geringste Ahnung, um was es sich handelte. Ich roch daran. Es duftete herb und sauer und süß. Ich biss hinein, und es schmeckte so, wie es roch, aber das dazugehörige Wort war mir verloren gegangen.

Bruder behandelte mich mit Nachsicht und Geduld. Nie nahm er sich etwas, ohne zu fragen, immer wartete er, bis ich ihn fütterte. Anfangs tauchte er nur ein- oder zweimal im Monat auf. Ich gab ihm von mir, was ich entbehren konnte, kleine Ideen, die ich bereit war, ihm zu überlassen, Kuriositäten, nutzlose historische Fakten, die die Lehrer mir beigebracht hatten und an denen mir nichts lag, religiösen Kram von Imam Salim, die neunundneunzig Namen Allahs, nichts Bedeutendes. Bruder war nicht wählerisch und ernährte sich gern von meinem Schnickschnack. Früher oder später konnte ich ein paar Dinge, die ich an Bruder verfüttert hatte, wiederentdecken, zum Beispiel den Geschmack und die Bezeichnung eines Apfels, aber vieles habe ich für immer verloren.

Manchmal hatte Bruder so großen Hunger, dass mein Ramsch ihm nicht reichte. Aber weil ich ihn als Bruchstück meines zweigeteilten Bewusstseins sah, war er besonders anfällig für den Virus der Literatur. Wenn ich ihn mit Innerlichkeit oder struktureller Exteriorität zwangsernährte, konnte ich ihn eine Zeit lang infizieren, beherrschen, sein Ich durch

andere Ichs oder andere Geisteszustände ersetzen, durch Stimmen, die sich ausbreiteten und vermehrten. Aber auf lange Sicht ging diese Strategie natürlich nicht auf. Literatur ist keine Antwort, nur ein Fenster. Allerdings entwickelte er Geschmack. Er löste sich von dem Müll, den Kinder ohne goldenen Löffel im Mund an staatlichen Schulen lernen, von den beschissenen Büchern über Menschen, die in nach Blumen benannten Straßen wohnen, von den behördlich subventionierten Geschichten voller Opfer, Unterdrücker und Kontrastfiguren, und machte Platz für all das, was der echten, ätzenden Grausamkeit des Lebens ins Gesicht sah. Eine Grausamkeit, die seine Kontrolle über den eigenen Körper einschränkte – er konnte mich nicht stärker steuern als ein Geist eine Planchette. Als ich älter wurde, waren Kavan, Gass, Thiong'o, Jelinek und Mahfouz fast mehr ein Teil von ihm als von mir. Der Virus der Literatur veränderte ihn, uns, immer weiter, sodass die Schweigsamkeit des Anfangs sich später manchmal in ironische Distanz oder Selbstverleugnung verwandelte. Es gab aber auch Tage, an denen wir durch die Worte wie vor einem gewaltigen Abgrund klar hervortraten, und wir sahen uns an und spürten unser Blut wie ein Wunder in Schläfen und Fingerspitzen pulsieren. Und wenn gar nichts mehr funktionierte, konnte ich interessanterweise auch stellvertretend für ihn eine Zigarette rauchen.

Jahre später, als Bruders Existenz schon fest verankert war, fing er an umherzustreunen. Ich konnte mich im Gebetsraum der Occident befinden, und er hockte vielleicht als Kapuzineraffe in einer der hinteren Reihen des Village Vanguard oder sah sich im Cinépolis in Chelsea *Andrej Rubljow* an. Heute zum Beispiel springt er als sechsbeinige Antilope durch die engen Gassen von Old Markab, während ich im Lesesaal der Brij-Bibliothek sitze. Gestern war er der Duft von Nachtjasmin. Es

macht mir nichts aus, wenn er weggeht, denn er ist niemals wirklich fort. Mittlerweile braucht er nicht einmal mehr Nahrung. Er ist immer bei mir, an meiner Seite. Inzwischen liebt er sogar die Menschen, die ich liebe, und hält damit die Resignation im Zaum.

## 5

Ich habe keine erste Erinnerung an Adolphina; es ist eher ein Gewirr aus Ereignissen und Empfindungen. Sie erschien einfach in unserem Leben und war dann immer mal da, mal wieder fort; dieses Durcheinander zu einer Chronologie zu ordnen, würde wenig nützen und ist aus diesem Abstand auch gar nicht mehr möglich. Oder kannst du dich daran erinnern, wann du deine Mutter zum ersten Mal gesehen hast? Und wäre das überhaupt wichtig?

Angeblich lernte Imam Salim Adolphina, ihres Zeichens Stadträtin und deine spätere Patin, auf der Straße vor der einzigen Justizvollzugsanstalt von Staten Island kennen. Salim, der mit dem Gefängnisgeistlichen befreundet war, besuchte die Einrichtung einmal im Monat, um den gläubigen Strafgefangenen beizustehen. An jenem Tag saßen sie auf einem Dutzend graubrauner Stühle in einem kahlen, weiß getünchten Raum, und Salim schwärmte ihnen vor, dass selbst noch ein spiritueller Schlussakt einen Menschen sowohl im Angesicht Gottes als auch der Justiz auf den rechten Weg führen kann. Adolphina hielt sich währenddessen ein paar Räume weiter im Besucherzentrum auf, um zwei kurz vor der Entlassung stehende Männer aus Coolidge für ihr politisches Aktionskomitee einzustellen, das sie ganz ohne ironischen Unterton »Zentrum für amerikanische Rückentwicklung« genannt hatte. Adolphina

war zwar gewählte Amtsträgerin, aber nichtsdestotrotz eine Art Anarcho-Syndikalistin, eine geistige Erbin von Lagardelle und Dolgoff und Bastiat. Das Zentrum war für sie der Grundstein für einen Neuentwurf des amerikanischen Traums. Den beiden Männern gegenüber ließ sie das Ganze aber weitaus weniger kompliziert klingen. Der Job würde die Bewährungshelfer zufriedenstellen, den Männern mehr Geld einbringen, als sie sich anderswo erhoffen konnten, Sozialleistungen inbegriffen, und ihnen die Freiheit sichern. Adolphinas Anwältin und langjährige Geliebte Naomi DePeña würde dafür sorgen, dass sie nie wieder ins Gefängnis mussten, wie sie das auch für alle anderen zweihundert Angestellten des Zentrums getan hatte. Worin genau der Job bestand und worauf das Zentrum eigentlich hinarbeitete – nun ja, Adolphina ging da erst mal nicht ins Detail. War auch gar nicht nötig. Zwar verdiente sie inzwischen neunzig Prozent ihres Geldes auf legale Weise. Aber die Leute erinnerten sich noch sehr gut an die Zeit vor ihrer Wahl, als es umgekehrt gewesen war und ihre Gegner ihren Namen voller Furcht nur in der Kurzform in den Mund nahmen. Damit diese Vergangenheit auch ja niemand vergaß, trug Adolphina bei jedem ihrer Besuche in der Justizvollzugsanstalt als kleine Gedächtnisstütze einen goldenen, mit schwarzen Diamanten verzierten Grill auf der oberen Zahnreihe. Ein Mund voller Killerbienen, eine funkelnde Erinnerung, die sie selbst und alle, die sie sahen, an ihr früheres Leben gemahnte. Vielleicht war es Schicksal, dass genau dieses Schmuckstück zu ihrer Bekanntschaft mit Imam Salim führte.

Beide warteten am Gefängnisausgang auf die Kontrolle mit den Metalldetektoren, und ich stelle mir vor, wie sie mit den Füßen kontrapunktische Rhythmen klopfen, passend zu ihren unterschiedlichen Charakteren. Adolphina kam zuerst dran, und der Scanner des Wärters piepste an ihrem Mund



und dann noch einmal in der Nähe ihres Beckens. Die beiden tauschten einen kurzen Blick, dann wies er sie zum Ausgang. Als Imam Salim an der Reihe war, forderte der Wärter ihn unwirsch auf, Gürtel und Armbanduhr abzulegen. Der Mann war nicht begeistert von Imam Salim, und Imam Salim hatte schon so eine Vermutung, warum die Frau vor ihm eine bevorzugte Behandlung bekommen hatte. Als er zur Bushaltestelle kam, bleckte Adolphina ihren Bienenschwarm. (Es schien fast, als würden sie sich schon seit Jahren kennen und in einer Art Geheimsprache kommunizieren.) Ihre Protzerei ärgerte ihn. »Wie putzen Sie die Dinger?«, fragte er und entblößte die Zähne.

Sie wies mit dem Daumen auf seinen Koran. »Jedenfalls nicht mit solchem Bullshit.«

Trotz ihrer Lebensgeschichte und trotz seines Glaubens betrachteten Adolphina und Imam Salim Zufälle nicht als Zeichen des Himmels. Deshalb gab auch keiner von ihnen etwas darauf, dass im Bus nur noch zwei benachbarte Plätze am Gang frei waren. Als der Bus losruckelte, waren unsere zwei unerschütterlichen Realisten von der zufällig erzwungenen Nähe einfach nur genervt.

Die Justizvollzugsanstalt befindet sich an der Spitze des Apostrophs Staten Island, und die Rückfahrt nach Coolidge dauert lang. Auf der Reise entlang der Ränder verschiedener Stadtviertel verzog Adolphina nach jeder Bodenwelle das Gesicht und setzte sich anders hin. Imam Salim seufzte extra laut, und Adolphina tat ihm den Gefallen und bemerkte es.

»Ja?«

»Ich glaube, es wäre angenehmer, wenn Sie sich ein Holster kaufen würden.«

Sie warf ihrem Sitznachbarn am Fenster einen kurzen Blick zu – seine Wange klebte mit ausgehustetem Schleim an der

Scheibe fest –, zog eine Five-SeveN aus dem Hosenbund und legte sie sich in den Schoß. »Oh, Sie meinen für die hier?«

»Ja, genau das meine ich.«

»Danke, ich nehme Ihre Anregung zur Kenntnis.« Damit hob sie den Hintern, um die Knarre wieder wegzustecken.

Warum sie die Unterhaltung fortgesetzt haben? Vielleicht waren sie einfach hoffnungslos gelangweilt von der Fahrt, Haus an Haus und Bauplatz an Bauplatz, ein ganzer Horizont in der Farbe von Wintergras. Worüber sie sprachen, erfuhren wir nicht. Sie erzählten uns später nur, sie hätten eine lange Diskussion über das Leben geführt. Aber hier auf meinem Stuhl hinter der Rezeption, hoch über den künstlich gekühlten Straßen von HADITH, stelle ich mir vor, dass Adolphina sich mit ihren raspelkurzen Haaren über den Gang lehnte und Imam Salim fragte, wer und was er war, und dass er ihr die ganze Wahrheit sagte. Als sie irgendwann feststellten, dass sie nur zehn Minuten zu Fuß voneinander entfernt wohnten, wusste sie vermutlich schon alles über die Umstände seiner Flucht aus Markab, die Plage, die sich bis in seine Lunge gefressen hatte, die drei Söhne, die er mit gekauften Papieren ins Land geschmuggelt hatte, und die Ursache seiner Schlaflosigkeit. Sicher aber ist nur, dass sie nach dem Aussteigen eine Flasche miesen Whiskey kauften und im Gebetsraum der Occident einen Absacker nahmen.

Als Adolphina sich eine durchzechte Stunde später krumm und schief wie ein Ellbogen erhob, um nach Hause zu gehen, schoss ihr plötzlich ein Gedanke durch den Kopf. »Woher weißt du's?«, fragte sie, hielt sich an der Wand fest und deutete mit dem Zeigefinger nach oben, über den ersten und zweiten Stock und die Wolken hinaus. »Ich meine, wie kannst du *sicher* sein?« Sie fragte nach einem Beweis, den nur ein Imam geben kann. Er holte eine Taschenlampe aus dem

Schrank. Dann machte er das Licht aus, knipste die Lampe an und hielt die Hand in den Lichtstrahl, sodass seine Finger einen Schatten an die Wand warfen. Er schaltete die Lampe an und aus und wieder an.

»Siehst du?«, sagte er und deutete auf den Lichtstrahl, seine Hand und den Schatten. »Das ist Tauhid. Das ist Gott.«

Sie nickte und tat so, als würde sie verstehen, und sie versprach ihm wiederzukommen.

## 6

Obwohl Imam Salim liebevoll und warmherzig war, nahm er uns, seine Söhne, nur dann in den Arm, wenn es wirklich nötig war. Es gab kein aufmunterndes Durch-die-Haare-Wuscheln, kein Schulterklopfen. Eine gute Schulnote wurde mit einem anerkennenden Blick gewürdigt. Wenn er um eine Umarmung trotz allem nicht umhinkam, hielt er dabei die Luft an. Und weil der fehlende Körperkontakt durch Imam Salims Gesichtsausdrücke und Eigenheiten ersetzt werden musste, liebten wir sie ganz besonders. Sein Lächeln beispielsweise, das man allerdings selten zu sehen bekam, genossen wir wie eine Opernaufführung. Zuerst wölbten sich seine Wangen, und die Augen, schimmernd wie warmer Honig, verengten sich, dann trat eine Furche auf seine Stirn, als wäre er in Gedanken versunken, und zuletzt erschienen seine für einen Immigranten erstaunlich geraden Zähne, ganz langsam und zart, wie Klaviermusik in der Dunkelheit. Trotzdem dauerte es nicht lange, bis Dayo, Iseul und ich die mangelnde Nähe durch reflexartige, rabiate Prügeleien kompensierten. Ständig gingen wir wegen nichts und wieder nichts aufeinander los. Es fing im Sommer an, als wir in klebriger Langeweile herumhingen.